

Christian Feldmann

Träume beginnen zu leben

Große Christen des 20. Jahrhunderts

topos premium

Inhalt

Vorwort: Das Risiko des Glaubens	7
Der Todesschuss am Altar	
Oscar Arnulfo Romero, Erzbischof von San Salvador	11
Die Bresche in der Kirchenmauer	
Frère Roger und die Gemeinschaft von Taizé	37
Im Mülleimer lag ein sterbendes Kind	
Mutter Teresa von Kalkutta und ihre „Missionaries of Charity“	63
Der Freiheitstraum der schwarzen Sklaven	
Martin Luther King, Baptistenpfarrer	87
Die fromme Radikale	
Die Journalistin Dorothy Day und ihre „Catholic Workers“	113
Theologie aus der Todeszelle	
Dietrich Bonhoeffer, als Verschwörer gegen Hitler gehängt, dachte über den Glauben in einer scheinbar von Gott verlassenen Welt nach	135
Der Papst, dem keiner etwas zugetraut hatte	
Angelo Giuseppe Roncalli öffnete als Papst Johannes XXIII. die Fenster der Kirche für die neue Zeit	165
Häftling Nummer 16670	
Der Priester Maksymilian Kolbe ging in Auschwitz für einen Familienvater in den Tod	187

„Hau ab, Kommunisten-Erzbischof!“

Dom Hélder Câmara, Hirte von Recife (Brasilien) und
Stimme der Unterdrückten 213

„Als Eremit kann man beim Frühstück laut singen“

Der Trappistenmönch Thomas Merton fand auf seiner
Reise in die Wüste die ganze Welt 239

Der Pater, der „nach Schwefel roch“

Pierre Teilhard de Chardin, Jesuit und Naturwissen-
schaftler, versöhnte den Glauben an den Himmel und
die leidenschaftliche Liebe zur Erde 269

„Man muss für Christus schreien“

Madeleine Delbrêl, Sozialarbeiterin in Ivry (Frankreich),
lebte das Evangelium in marxistischer Umwelt 293

„Gebt mir das Geld für einen Tag Krieg!“

Raoul Follereau, Begründer der Welt-Leprahilfe 315

Vorwort:
Das Risiko des
Glaubens

*„Wenn jemand allein träumt,
dann ist das nur ein Traum,
wenn wir aber zusammen träumen,
dann ist das der Beginn der Wirklichkeit.“*

Hélder Câmara

Martin Luther King, der elegante Harvard-Student, ernst, distanziert, manchmal selbstquälerisch, wird fast über Nacht zum Motor der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Ihn treibt das Wissen: „Vor 2000 Jahren sagte eine Stimme aus Betlehem, dass alle Menschen gleich sind.“

Maksymilian Kolbe, ein polnischer Franziskaner, geht im KZ Auschwitz für einen Mithäftling, einen Familienvater, in den Tod. Er hat sich geschworen: „Das Leben entflieht schnell. [...] Bemühen wir uns, möglichst viele Beweise der Liebe zu geben.“

Oscar Romero, der intelligente, menschenscheue Priester, ein Freund der Bücher und der schönen Gottesdienste, wird als Erzbischof von San Salvador zum furchtlosen Sprecher der Verfolgten und Ausgebeuteten. Denn in ihnen erkennt er „das wie Jesus ans Kreuz geschlagene Volk“, das „Sakrament“ des leidenden Christus.

Mutter Teresa von Kalkutta hängt ihren Beruf als Direktorin der großbürgerlichen St. Mary's High School an den Nagel, um in den Slums der Alptraumstadt Sterbende, weggeworfene Säuglinge und unterernährte Kinder aufzusammeln. Sie findet dort „Christus in der Verkleidung des Elends“.

Raoul Follereau, ein junger Franzose, dessen Gedichte in der Comédie Française vorgetragen werden, verzichtet auf eine glänzende literarische Karriere, um dreißig Jahre lang im Dienst der Leprakranken durch die Welt zu hasten. Er hat begriffen: „Niemand hat das Recht, allein glücklich zu sein!“

Dorothy Day, die aufmüpfige Journalistin, verübelt den satten Christen ihre Gleichgültigkeit gegenüber dem schreienden Unrecht der Gesellschaft und schließt sich anarchistischen Kreisen an – um später die führende Persönlichkeit der christlichen Arbeiterbewegung in den USA zu werden. „Woher wissen wir, dass wir glauben?“ fragt sie: „Weil wir Seine Hände und Seine Füße in den Armen um uns herum gesehen haben.“

Die Day und Raoul Follereau, Pater Kolbe und Monseñor Romero und all die anderen in diesem Buch Porträtierten – sie alle hätten auch anders gekonnt. Jeder von ihnen hat sich irgendwann

einmal entschieden, hat den Sprung ins Risiko hinein gewagt. Ihr Christentum hätte eine lässige Attitüde bleiben können wie bei so vielen von uns – bequem, spielerisch, halbherzig, überall ein Hintertürchen, immer auf dem goldenen Mittelweg.

Aber Pastor King und Madeleine Delbr el, Thomas Merton und die anderen in dieser Galerie nehmen das Evangelium, das oft so unvernünftige, närrische, hundertprozentig ernst. Sie wollen radikale Christen sein – oder gar keine. Es ist die Leidenschaft, nicht das kluge Abwägen, was ihr Handeln bestimmt. Wenn sie von ihren Erfahrungen – auch Kämpfen! – mit Gott reden, so liest sich das wie ein Liebesbrief.

Dabei haben sie Gott nicht im brennenden Dornbusch gefunden, in atemberaubenden Visionen und himmlischen Ekstasen. Sie spüren einfach, dass er im Alltag mit ihnen geht und sie fordert.

Pioniere wie Teilhard de Chardin sind von einer leidenschaftlichen Liebe zum Menschen und zur Erde erfüllt, die nichts mehr von der verschämten Distanz früherer Zeiten erkennen lässt: Die Erde ist kein bloßer Wartesaal zum Himmel mehr, sondern ein heiliger Ort, den Gott durchdringt wie ein Strahl den Kristall. Gott ist da in dieser Welt: als Gekreuzigter im Antlitz der Geknechteten und Gefolterten, als Auferstandener in denen, die hoffen wider alle Hoffnung und um Gerechtigkeit kämpfen.

Damit prägen die hier Porträtierten das Gesicht des Glaubens in unserer Zeit und führen das Christentum hinüber in das 21. Jahrhundert. Sie können dem modernen Menschen zeigen, was Christsein heißt und was Gott aus einem Menschenleben machen kann, wenn wir uns nur trauen. „Das Nein in mir verwandelst du Tag um Tag in ein Ja“, betet Frère Roger. „Du willst von mir nicht nur ein paar Bruchstücke, sondern mein ganzes Dasein.“

Der Todesschuss am Altar

*Oscar Arnulfo Romero,
Erzbischof von San Salvador*

*„Das Engagement an der Seite der Armen
bringt immer
Gefahren mit sich.
Deswegen werden diejenigen,
die laut sagen,
was Gott in unserer Gesellschaft missfällt,
getötet.“*

An einem drückend heißen Junitag wird der Unterricht in einem Gymnasium in San Salvador plötzlich von Maschinengewehrsalven gestört: Dreihundert Soldaten stürmen die benachbarte Zentralamerikanische Universität, dringen auf der Suche nach jungen Guerilleros auch in den Schulhof ein, zerschießen die Fenster im ersten Stock. Oben haben sich noch ein paar Schüler versteckt, voller Angst vor dem Gebrüll und dem Gewehrfeuer im Hof.

„Rauskommen, mit erhobenen Händen!“ schreit ein Soldat. Ein Junge stolpert die Treppe herunter, etwa 15 Jahre alt, die Hände mit seinen Schulheften über dem Kopf. „Wir sind alle Christen“, ruft er dem Uniformierten mit erstaunlich fester Stimme zu. „Töten Sie uns nicht! Wir sind alle Söhne Gottes, Herr Polizist ...“

Da dreht der Soldat durch. Er legt seine MP an, zielt und schießt. Blut spritzt aus der rechten Schulter des Jungen. Er torkelt, stürzt auf das Pflaster des Schulhofs.

„Bitte töten Sie uns nicht“, fleht der Junge in panischer Angst. Aus zwei Meter Entfernung schießt der Soldat erneut. „Mama, Ma ... ma“, keucht der Sterbende. Eine neue Salve, diesmal ins Genick. Der Junge ist tot. Sein Blut fließt auf den Schulhof.

Warum sie den Schüler erschossen hätten, will ein Journalist von den Soldaten wissen. Die zynische Antwort: „Na, das macht einen Guerillero weniger!“

Für eine Verbindung zu Terroristen gab es indes keinen Hinweis. Der Junge hatte keine Waffe bei sich, nur seine Schulhefte. Vierzehn Tage später wurden ein Redakteur und ein Fotograf, die in ihrer Zeitung über die Todesschüsse berichtet hatten, verhaftet, gefoltert und ermordet.

Terror ist damals der Alltag in El Salvador, dem kleinsten und am dichtesten besiedelten Land Mittelamerikas, nicht größer als Hessen, beherrscht von Ungerechtigkeit, bedrängt von Gewalt, regiert vom Tod. Zwei Prozent der Bevölkerung, die reichen Kaffee-farmer-Familien der Llach, De Sola, Dueñas, Garcia Priosto, Quiñonez und wie sie alle heißen, kontrollieren zwei Drittel des Bodens.

Die meisten Menschen verdienen nicht mal 300 Dollar im Jahr. Jeder Dritte stirbt an Unterernährung, nur jeder Fünfte hat während des ganzen Jahres Arbeit. Auf dem Land leben die verelendeten Nachkommen der stolzen Mayas zu fünft oder sechst in einem einzigen armseligen Raum; sechs von zehn Kindern, die dort geboren werden, sterben.

Voller Hoffnung strömen ihre überlebenden Geschwister in die Hauptstadt San Salvador, um hier bloß die Bevölkerung der *Tugurios*, der Slums, noch mehr anschwellen zu lassen. Sie bauen sich Hütten aus Lehm oder Pappe, mit Plastiksäcken und ausgedienten Autoreifen überdacht. Wasserleitungen gibt es keine, aber die Ratten gedeihen prächtig in diesen Wohnbezirken, die stinkenden Müllhalden gleichen.

Diktatoren und Juntas haben in dem aus vielen Wunden blutenden Land mit dem schönen Namen *El Salvador* („Der Erlöser“) in rascher Folge einander abgelöst, ohne dass sich an den tatsächlichen Machtverhältnissen viel geändert hätte. Schon im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts wehrten sich die von ihren kleinen Ländereien vertriebenen Bauern in erbitterten Aufständen gegen die Übergriffe der Großgrundbesitzer. Bei den einzigen freien Wahlen im Jahr 1931 kam der reformfreundige Kaffeefarmer Araujo an die Macht – um bereits ein Jahr später von den Militärs gestürzt zu werden. Erneut stand das Volk gegen seine Unterdrücker auf. Mindestens zweitausend Bauern kamen im Bürgerkrieg um, zehnmal so viele wurden danach bei willkürlichen Massenerschießungen getötet.

Seither wechseln zwar die Familienclans im Präsidentenpalais von San Salvador, aber nicht die dort getriebene Politik im Interesse der schmalen Schicht von Besitzenden – auf dem Rücken der großen Masse des Volkes, der Landproletarier und der Slumbewohner in den Städten. Der Krieg zwischen Junta und Guerilleros, der von Militär, Polizei und Rollkommandos der Großgrundbesitzer ausgeübte Terror und die Gegengewalt der bewaffneten Volksorganisationen forderten allein in den drei Jahren zwischen 1980 und 1982 schätzungsweise 35.500 Menschenleben.

Gegen die Opposition im Untergrund, der vor allem Gewerkschafter, Landarbeiter und Studenten angehören, führen paramilitärische Mordbanden wie der von Offizieren geführte, 80.000 Mann starke *ORDEN (Organización Democrática Nacional)* oder die *Union der Weißen Krieger* einen erbarmungslosen Kampf. Bei ihren „Säuberungsaktionen“ wird gefoltert und gemetzelt. Augenzeugen berichten von Männern, denen man Zunge und Hoden ausriss, von Schwangeren, denen die Leibesfrucht aus dem Bauch geschnitten und den Hunden zum Fraß vorgeworfen wurde.

In dieser Situation hat sich die salvadorianische katholische Kirche – einst ein verlässlicher Partner der Generäle und Plantagenbesitzer – entschlossen auf die Seite des unterdrückten Volkes gestellt. Christliche Basisgemeinden denken gemeinsam über das Evangelium nach und konfrontieren die Botschaft Jesu mit der alltäglichen Ungerechtigkeit. Sie organisieren Volksapotheken und Bildungsprogramme, verteilen Lebensmittel, schulen Erste-Hilfe-Gruppen für die Versorgung der Bürgerkriegsopfer. Die christliche Landarbeitergewerkschaft hat mehr als 80.000 Mitglieder.

Aber die Kirche zahlt einen teuren Preis für ihr Engagement: Priester, Katecheten, Nonnen, die sich für die Rechte der kleinen Leute einsetzen und einen Christus predigen, dem das soziale Elend nicht gleichgültig ist, werden als „Kommunisten“ verketzert, verfolgt, ausgewiesen, gefoltert, ermordet ... „Tu was für dein Vaterland, töte einen Priester!“ forderten Flugblätter, die in der Hauptstadt San Salvador verteilt wurden – makabrer Kontrast zu der auf Hausmauern gesprühten Parole *Cristo, Fuerza liberadora de America Latina*: Christus, befreiende Kraft Lateinamerikas.

Dutzende von Geistlichen sind bereits umgebracht worden. 1976 explodierten in der Jesuitenuniversität von San Salvador Bomben, weil sich Professoren und Studenten gegen die Verleumdungskampagnen der reichen Landbesitzer – „Infiltration“ durch „Ausländer und Jesuiten“ – gewehrt hatten. Das Rezept für solche Propagandafeldzüge stammt vom amerikanischen Geheimdienst *CIA*, dessen Handlungsanweisungen die angesehene französische Zei-

tung *Le Monde* ein Jahr zuvor an die Öffentlichkeit gebracht hatte: „Es darf nur der progressive Flügel der Kirche bekämpft werden, nicht die Kirche als Institution oder die Bischöfe als Gruppe. [...] Es muss andauernd wiederholt werden, dass dieser mit dem internationalen Kommunismus verbunden ist.“

So explosiv war die Lage in El Salvador, als 1977 ausgerechnet der realitätsferne, auf Harmonie bedachte Oscar Arnulfo Romero zum Erzbischof der Hauptstadt ernannt wurde. Ein ganz von der kirchlichen Verwaltungslaufbahn geprägter Mann, der als menschenscheuer Bücherwurm galt, war der neue Hirte einer Stadt, auf deren Straßen jeden Morgen Leichen mit Foltermalen gefunden wurden.

Ein melancholischer Kämpfer

Oscar Arnulfo Romero y Galdámez, 1917 in der Kleinstadt Ciudad Barrios an der Grenze zu Honduras geboren, war ein stilles, stets etwas kränkliches Kind gewesen. Die leise Melancholie im Blick behielt er auch als Kirchenführer, sein feiner Humor versteckte sich hinter einem immer gegenwärtigen Ernst. Seine späten Predigten in der Kathedrale von San Salvador und am Mikrofon des katholischen Rundfunksenders YSAX mochten noch so kämpferisch und leidenschaftlich sein, der Erzbischof blieb immer ruhig, bremste seinen gerechten Zorn, protestierte lieber durch das sachliche Schildern von Unrecht und Terror als durch wütende Wortkaskaden.

Behütet wuchs er auf als Sohn eines Fernmeldeangestellten und seiner tiefgläubigen Frau. Der Rektor des Priesterseminars von San Salvador schickte den intelligenten Jungen zum Studium an die römische Gregoriana, wo man ihn als scharfen Denker schätzte. Mit 24 Jahren in Rom, am Herzen der Weltkirche, zum Priester geweiht, kehrte er als Dorfpfarrer von Anamorós in sein Heimatland zurück.